Nr. 21.

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 11. März 1845.

Korrespondenz.

Aus dem Nassauischen, Anfangs März 1845. (Ueber einen sogenannten Karnevalsscherz der Mainzer im heurigen Fasching.) Es ist eine schöne Sache um das alt horazische desipere in loco, das heißt in freier Uebersetzung, um einen guten lustigen Schwank zur rechten Zeit und am rechten Orte — und je ernster die Zeiten werden, um so mehr ist Individuen, wie Völkern eine gute Stunde dann und wann zu gönnen, wo sie den Druck und Zwang des verkümmernden Lebens abschütteln und im geistreichen Humor, Wirklichkeit und Ideal aneinander messend, das armselige Werkeltagsdasein im Brillantfeuer des Witzes verflüchtigen dürfen. Aber, wohl verstanden, zur rechten Zeit und am rechten Orte, und dann: es muß Geist in der Sache sein, und unter der Schalkslarve des Narren muß ein tiefes Gemüth sich bergen, es muß mit einem Wort echter Humor das Ganze beseelen und tragen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erhalten auch die Karnevals-Aufzüge und das bunte Narrenleben, das unter der Schellenkappe sich äußert und von ihr geschätzt wird, für den Beobachter einen bedeutenden psychologischen Werth, wenn er ein Auge mitbringt, das durch die Larve hindurchzudringen und den vielleicht nur leise angedeuteten Sinn des in wilder Lust scheinbar regellos überfluthenden Lebens zu entziffern vermag. Wie aber der echte Humor — und darum ist der echte Humor überhaupt so selten — seine Wurzel in den Tiefen eines von allen Lebensidealen erfüllten Gemüthes hat und in seinen wildesten und phantastischsten Zerrbildern noch stets die heilige, tiefe Liebe eines weichen, zarten Herzens durchschimmert, so wird er auch nie die zarte Linie überspringen, jenseits deren er zum verletzenden, plumpen Spaße herabsinkt, wie ihn der Pöbel liebt, der die Zügel jeder zarten, sittlich-schönen Rücksicht abwirft, und im Maßlosen sich auflösend — edleren Gemüthern zum Ekel wird. Und diese zarte Linie scheint uns allerdings der in der Ueberschrift berührte Mainzer sogenannte Karnevalsscherz übersprungen zu haben, und wenn wir auch die in öffentlichen Blättern der dortigen Karnevalsgesellschaft gemachten Vorwürfe nicht gerade unterschreiben wollen, weil wir überall, wo eine mildere Deutung zulässig ist, diese jedesmal vorziehen: so glauben wir doch den Beweis führen zu können, daß der fragliche Vorgang höchst unschicklich gewesen sei, daß es der Mainzer Karnevalsgesellschaft keineswegs zur Ehre gereiche, und daß, wenn er der einzige wäre, an dem der Grad ihrer Bildung gemessen werden müßte, er ein höchst ungünstiges Zeugniß von ihrer ästhetischen Befähigung zu einem vom wahren Humor getragenen Karnevalsleben ablegen würde. Um das Publikum in den Stand zu setzen, zwischen uns zu richten, erzählen wir den Vorfall und lassen sodann einige Bemerkungen folgen.

Wir müssen aber als Einleitung vorausschicken, daß im März v. J. der Einzug unseres Fürstenpaares stattfand und bei dieser Gelegenheit das Land seiner neuen Landesmutter einen so herzlichen und feierlichen Empfang bereitete, als es ihn eben zu bieten vermochte. Wie überall üblich, waren auch hier Ehrenpforten erbaut worden, an denen passende Sprüche die allgemeine Stimmung, wie die angeregten Hoffnungen ausdrückten. Von der Höhe der Wiesbadener Ehrenpforte begrüßte sie ein einfaches Willkommen im Kreis der Ihrigen! Als Repräsentanten des Landes waren aus allen Aemtern Landsleute zur Stadt gekommen, die zum Theil in echten Volkstrachten, zum Theil in mehr oder weniger glücklich oder unglücklich ersonnenen Kostümen der neuen Landesmutter ihre Huldigung darbrachten. — Die Häuser, die Straßen waren verziert, wie es eben die Jahreszeit erlaubte — die nassauischen, die russischen Farben überall angebracht. Ein buntes, bewegtes Bild stellte die sonst etwas monotone Stadt dar — und manche Szene mochte sich dem Auge des Fremden darbieten, die je nach dessen Stimmung und Gesinnung zu den mannigfaltigsten Bemerkungen Stoff zu liefern vermochte. Kaum zehn Monate nach diesen festlichen Tagen lag die jugendliche Fürstin, und an ihrer Seite ein kleiner Engel, als Leiche in der Hauskapelle, wo sie im Leben so oft hinkam, sich vor Gott zu demüthigen. Schöne Hoffnungen des Landes waren mit ihr gestorben — allgemeine Trauer breitete sich über Nassau's Gauen — auch in der Ferne und Fremde war das erschütternde Schicksal, das uns betroffen, wohl geeignet, Theilnahme bei allen Gebildeten zu erwecken.

Gerade in diesen Tagen eröffnete sich der Mainzer Fasching, in der Nachbarstadt, die durch die alle Verhältnisse umgestaltende Macht des Dampfes nur noch einige Minuten von uns entrückt ist. Es liegt uns nicht ob, den Narrenzug zu schildern oder gar zu deuten — ob derselbe gelungener, als früher, oder, wie man behauptet hat, armselig gewesen, berührt uns hier nicht. Wir stellen aber zunächst die Thatsache fest, daß bei diesem Narrenaufzuge auch ein Wagen erschien, in dem jeder Unbefangene augenblicklich eine Anspielung auf die Heimführungsfeierlichkeiten der Fürstin erkannte und erkennen mußte, zu deren Leiche sich in dem nemlichen Augenblicke das trauernde Volk drängte, um sie zum letzten Male zu sehen. Es war die Parodie des Einzugs — die Ehrenpforte mit dem verstümmelten Willkommen, die Landleute in nassauischer Volkstracht, und um den letzten Zweifel Jedem zu benehmen — nassauische und russische Fahnen. Und nun fragen wir jeden Gebildeten: war dies ein Scherz, der an jenem Tage vorkommen durfte, wie harmlos er auch immer gemeint gewesen sein mag? wendet sich nicht das Gefühl jedes Gebildeten mit Entrüstung von einer Szene, die unter den gegebenen Verhältnissen ein ganzes Land auf das Tiefste kränken und verletzen mußte? Und so war es der Fall. Fremde, die von Mainz herüberkamen, sprachen ihren Unwillen, ihre Entrüstung laut unter uns aus — sie hatten eine solche Rohheit in der Stadt Gutenberg's nicht für möglich gehalten.

Hören wir nun, welche Auslegung diesem Fastnachtsscherze von seinen Urhebern gegeben wird — sie ist in Nr. 13 der „Stimmen vom Rhein" zu lesen.

Es sollte ein Spaß sein — heißt es dort — der lediglich die Geißelung eines für unser Jahrhundert nicht mehr passenden, aber dennoch ganz in der Nähe wieder eingeführten und sogar auf öffentlicher Parade laut verkündigten .....systems bezweckte. Das hiermit Nassau, daß besonders die Wiedereinführung von Stockschlägen in unserem Militär gemeint sei, liegt auf der Hand; und daß dieß ein Gegenstand sei, der die Geißel der Satyre herausfordere und auch mit Recht verdiene, geben wir auf das Willigste zu, denn gewiß gibt es in dem Herzogthum Nassau kein halbes Dutzend Menschen, das die bewußte Maßregel in Schutz nähme, während das ganze Volk in dieser Wiedergeltendmachung zwar längst bestandener Vorschriften eine dem Zeitgeist und der fortgeschrittenen Bildung des Jahrhunderts zugefügte Schmach erblickt. Hier mochte in Gottes Namen die

Geißel der Satyre so unbarmherzig geschwungen werden, als es nur immer möglich war — aber wohlverstanden, es durfte nicht auf Unkosten eines edleren Gefühls geschehen; und schon die gewöhnlichsten, menschlichen Rücksichten geboten, Alles zu vermeiden, was an die obwaltenden traurigen Verhältnisse auch nur im Leisesten gemahnen konnte. Auch bei der glühendsten Liebe zu gesetzlicher Freiheit wird der gebildete Deutsche immer gestehen, daß echte Loyalität ein Gefühl des Unterthanen, des Staatsbürgers sei, das auch die freiesten Nationen nicht schände; den Ausdruck dieser Loyalität aber in einer Parodie zu verspotten und dadurch ein ganzes Land zu beleidigen, ist mindestens unklug und kann — nur einem Fastnachtsnarren nicht eben so hoch angerechnet werden, als es sonst die ernste Sache verlangen würde. Wenn aber die Parodie nun gar auf ein Ereigniß anspielte und daher ihre Bilder entlehnte, das durch eine tragische Katastrophe sich so eben zum schmerzlichsten Gegensatze gestaltet hatte, so war dies auch in dem Fastnachtsnarren unverantwortlich — denn es war roh — es war gemein.

Wir sind weit entfernt, den eben gerügten Mangel an Takt und feinerem sittlich-ästhetischen Gefühle der Stadt Mainz zum Vorwurfe zu machen und die Gesammtheit der Bewohner entgelten zu lassen, was verhältnißmäßig nur Wenige verschuldeten — wir glauben auch auf's Wort, daß keinerlei Absichtlichkeit in dem gerügten Vorfalle auf das traurige Ereigniß liegen sollte (denn allerdings wäre dies kaum von dem rohesten Auswurf einer verworfensten Menschenklasse vorauszusetzen), wir sind gleichfalls geneigt, dem Kitzel, etwas recht Pikantes aufzuführen, der durch das geniale Faschingsleben bis zur Ungebühr geschärft werden kann und zuletzt in eine Art momentanen Wahnsinns umschlägt, manches zu Gute zu halten; allein das bleibt immer festbestehen, daß die Mainzer Karnevalsgesellschaft durch den gerügten Vorgang den Vorwurf grenzenloser Taktlosigkeit und Gefühlsrohheit mit Recht sich zugezogen hat, und daß sie bedeutende Anstrengungen werde machen müssen, um durch wahren, echten Humor in Zukunft diese Plumpheit und Gemeinheit gänzlich vergessen zu machen.

„Den bunten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten." —

Zum Schlusse nun noch ein Wort über die Polemik, die sich in der „Kölner Zeit." und den schon angeführten „Stimmen vom Rhein" über diesen Gegenstand angesponnen hat. Wenn wir dem tadelnden Aufsatze in Nr. 44 der „Kölner Zeitung" auch bei großer Entrüstung seines Schreibers über das Vorgefallene Vieles nachsehen wollen, so ist doch im Allgemeinen der Ton und die Darstellung nicht der Art, daß wir uns damit einverstanden erklären könnten. Ebenso wenig können wir aber mit der Entgegnung in Nr. 50 der „Kölner Zeitung" uns zufrieden erklären, wo das Ganze als ein unschuldiger Scherz dargestellt werden soll. Pöbelhaft ist dagegen der Aufsatz in Nr. 13 der „Stimmen vom Rhein", und wir halten es jedes gebildeten Nassauers für unwürdig, auf denselben Etwas zu erwiedern. — Wenn wir den dort angeschlagenen Ton als die wahre Stimmung von Mainz betrachten müßten, so würden die Dinge sehr schlimm stehen, denn an ein freundnachbarliches heiteres Verständniß und wohlwollendes wechselseitiges Entgegenkommen wäre dann freilich nicht mehr zu denken. Zum Glück steht aber die Stadt Mainz höher, als der Champion der Mainzer Karnevalsgesellschaft, und eben so bereitwillig, als wir dem letztern unsere ungetheilte Verachtung klar ausdrücken müssen, geben wir der erstern die Versicherung, daß wir sie einer absichtlichen Beleidigung der Nachbarstadt eben so wenig, als der Verhöhnung eines menschlich-schönen Gefühls überhaupt für fähig erachten.

:: Kölner Geschichten.

Chronikblätter.

Von Eduard Duller.

(Schluß.)

Zu Bonn saß Engelbert der die verbannten Mißvergnügten gar wohl pflegte und hegte, — sie und ihre Hoffnungen auf Wiederkehr und Rache. Keiner von den Verbannten blieb müßig; Alle unterhielten auf's Emsigste die Verbindungen mit ihren heimlichen Freunden und Anhängern in Köln. Und bald war auch ein Plan entworfen, wobei die Weisen übrigens nicht sowohl das Interesse des Erzbischofs Engelbert im Auge hatten, als sie vielmehr andere mächtige Fürsten, und zwar vor allen den Herzog Walraf von Limburg durch verlockende Verheißungen in ihr Interesse zu ziehen suchten. „Groß, unermeßlich sind die Schätze Köln's!" sprachen sie zu ihm; „steht uns getreulich bei, und wir wollen redlich theilen." Herzog Walraf von Limburg besann sich und zögerte lange; erst dann entschloß er sich, als auch der Graf von Cleve und Dietrich von Falkenberg Gefahr und Preis der Unternehmung zu theilen bereit waren. Glückte diese, so wollten sie drei Städte aus Köln machen und jeder ihr eigenes Gericht geben. Der Plan aber, welchen die Weisen und Alle, die mit ihnen verbannt waren, ausersonnen hatten, war folgender: Zwischen dem Severinsthor und dem Weyerthor war damals eine Pforte, die auf das Feld führte, die Ulreport, in deren Nähe ein armer Schuhflicker, Namens Haveniet wohnte, der auch einen kleinen Krambandel trieb und Kerzen auf's Land zum Verkauf trug. Dieser Haveniet besorgte die Briefe der Verbannten an ihre Anhänger in Köln und ließ sich durch eine Summe von 5 Mark und das Versprechen von 30 Mark für die Folge dazu bringen, daß er heimlich in der Stadtmauer eine Oeffnung brach, durch welche Mann und Roß eindringen konnten. Er vollzog seinen Auftrag so geschickt, daß Niemand von dem Loch Etwas gewahr wurde, und, seine Kerzen wie gewöhnlich aus der Stadt auf's Land hinausbringend, hinterbrachte er den Weisen, daß Alles fertig und zum Ausbruch reif sei. In einer stürmischen und regnerischen Nacht standen der Herzog Walraf von Limburg und der Graf von Falkenberg mit ihren Schaaren und jenen des Herzogs von Cleve, welcher für seine Person in Hülchrath blieb, sowie mit denen des Erzbischofs vor der Ulreport; den Pferden wurden die Sättel abgenommen, und nun zog ein Theil des Heeres durch die von Haveniet ausgebrochene Oeffnung in die Stadt, worauf sie in den nächstgelegenen Häusern und Scheunen Unterkunft fanden. Hermann der Fischer, einer von den weiland neuen Schöffen und mit den Verbannten verschworen, eilte sogleich zu dem Herzog und verabredete mit ihm den Anschlag, die Overstolzen und ihre Freunde, so wie der Morgen graue, in ihren Häusern zu überfallen. Zufällig hatte ein Mann, Namens Hermann Winkelbaert, ein Freund der Overstolzen, ihre Zwiesprache belauscht. Er rennt in den Vilzengraben und in die Rheingasse und ruft: „Auf, ihr Overstolzen, auf, zu den Waffen! Der Feind hat die Ulreport!" Die Overstolzen und ihre Freunde standen bereits schlagfertig da; sie hatten seit Kurzem das Gerücht vernommen: ein verrätherischer Anschlag sei im Werk. Nun steigen sie zu Roß, Mathias Overstolz, der alte Held in jugendlicher Kraft, aller Ehren voll, das Muster der Bürgertugend, stellt sich an die Spitze von vierzig Rittern. Kampffreudig sprengen sie gen St. Pantaleon hin. „Lieben Freunde!" ruft Mathias Overstolz; „unsere Ehr', unser Leben und Gut liegt auf der Wage. Sehet da die Feinde, die wider uns stehen! Aber wir wollen ihrer so viel verderben und in die Flucht treiben, daß man noch nach hundert Jahren davon reden soll!" Da gewahren sie die Feinde, dreihundert auserlesene Ritter mit vier wallenden Fähnlein rennen wider sie an, Herzog Walraf von Limburg und Dietrich von Falkenberg an der Spitze. Mann an Mann geschlossen,

homme zu leben, binnen dreier Jahresfrist in der Philosophie und singulis Jurisprudentiae partibus zu informiren gesonnen sei." — Nun, was sagen unsere Leser zu dieser Sprachprobe? Schaudert ihnen nicht die Haut vor einer solchen Sprache, die doch ihre Muttersprache sein soll?

Welche sind nun die Gründe dieser Erscheinung von Sprachverderberei, ob deren sich jedes echt deutsche Gemüth empören muß? Gibt es denn auch solche Sprachverderber, solche Sprachschänder unter den Franzosen, den Engländern, ja selbst unter den rohesten und unwissendsten Völkern unseres Erdtheils? Nein! Und warum sind denn solche Sprachzwitter gerade und in so großer Zahl unter den Deutschen zu finden, deren herrliche Muttersprache sich doch vor den Sprachen jener Völker durch Wortreichthum, durch Biegsamkeit, durch genaue Bezeichnung auch der feinsten Unterschiede, durch Freiheit in der Satzbildung u. s. w. so vortheilhaft auszeichnet? Warum? Die Affennatur scheint nun leider! dem Deutschen einmal angeboren zu sein, so weit auch sonst sein Vaterland von den Affenländern entfernt ist und das Klima desselben keineswegs dem Gedeihen des Affenthums förderlich zu sein scheint. So findet sich diese Nachahmung des Fremden nicht allein in der Sprache, sondern noch in gar vielen andern Dingen. Man denke nur an die Pariser Modebilder, welche unser Vaterland allwöchentlich überfluthen, — an die geschmacklosen Halbröcke aus Ludwig's XIV. Zeitalter, Fracköcke genannt, und nun gar an Röcke, die Salzsäcken gleichen, wie ein Ei dem andern. Freilich, ihr weiter Umfang umschließet kein Salz, wenigstens kein attisches.

Der alte Theodor Heinsius in Berlin, über dessen Verdienste um deutsche Sprache unsere deutschverderbenden Jung-Deutschen wohl lächeln oder gar mitleidig die Achseln zucken werden, gibt hinsichtlich des Gebrauches der Fremdwörter drei Gründe an. Es sind folgende: a) Viele Fremdwörter sind in die deutsche Sprache aus Bedürfniß aufgenommen worden, d. h. weil es den Deutschen an Wörtern gebrach, um diese oder jene Begriffe, die ihnen im Laufe der Zeit zugingen, auszudrücken. b) Auch der Umgang mit fremden Völkern, besonders in den letzten Jahrhunderten mit den Franzosen, hat viele ausländische Wörter eingeschwärzt. c) Aber mit der Mehrzahl derselben hat Unwissenheit, Vornehmthuerei und geschmackloses Wesen unsere herrliche Sprache befleckt. Die Fremdwörter nun, welche aus dem ersten der angeführten Gründe gebraucht werden, müssen wir zulassen, wenigstens so lange, bis wir statt derselben entweder echtdeutsche, eben so viel sagende Ausdrücke in unserm reichen Sprachschatze vorfinden, oder neue, dem gebildeten Theile des Volkes verständliche bilden. Dies liegt einmal in der Natur der Sache. — Anders aber steht es mit den Eindringlingen der zweiten und dritten der oben bezeichneten Klassen, und eben diese machen bei weitem den größern Theil unter den mehr oder minder häufig gebrauchten Fremdwörtern aus. Jeder aber, der sich derselben bedient, zeugt dadurch entweder von seiner Geistesarmuth, oder doch von seinem ungebildeten, verkehrten Geschmacke; er ist entweder seiner Muttersprache nicht mächtig, oder er wähnt — freilich ganz grundlos — durch seine Sprachmengerei einen gewissen gelehrten Schein um seine Person zu verbreiten.

Ich wohnte einst — es ist lange, denn etwa ein Vierteljahrhundert ist seit der Zeit verflossen — einer amtlichen Versammlung oder Zusammenkunft (Konferenz) von Volksschullehrern bei. Einer von denselben, ein junger Mann, trat auf und begann seinen Vortrag also: „Meine Kollegen! Ich habe eine gewisse Sache von nicht geringer Importanz Ihnen heute zu proponiren. Ferne sei es von mir, Sie zur Annahme meiner Proposition oder Motion persuadiren zu wollen — —." Und so rollte weiter dahin der Strom des Unsinns. Was sagen die Leser zu solcher Schulmeisterweisheit? Unsere Jung-Deutschen aber spotten dieser Schulmeistergelehrtheit und doch streben sie durch ihre Sprachmengerei nach derselben mit allem Eifer und aus allen Kräften. Man hole nur die „Hallischen," später „Deutschen Jahrbücher" hervor! Sie sollen geistvoll sein, diese nun eines gewaltsamen Todes verblichenen Blätter — ich will nicht dagegen streiten; aber voll deutscher Gesinnung und das deutsche Gemüth ansprechend durch deutsches Wort sind sie wahrlich nicht!

Doch sanft mögen sie nun ruhen, diese Todten! Viele möchten zürnen, wenn, nach ihrem Dafürhalten, eine ungeweihte nicht jung-deutsche Hand diese philosophisch-dürren, hohl klappernden Gebeine aus ihrer Gruft hervorzöge, um sie als solche hinzustellen, in denen kein deutsches Gemüth, keine deutsche Gesinnung wohnte. Schlafet sanft, ihr „fremden" deutschen Jahrbücher! In deutscher Sprache waret ihr wahrlich nicht geschrieben — eben so wenig, wie es die Geisteskinder einiger alten und jungen Philologen sind, die nicht selten in wenigen Zeilen Deutsch, Latein und Griechisch bunt durcheinander radebrechen.

So eben lese ich: Das Kindermärchen „Blaubart" von Tieck hat entschiedenes „Fiasko" gemacht, und einige Zeilen darauf: ein neues Schauspiel „Woldemar" von Fr. v. Braunau hat gänzlich „Fiasko" gemacht. So erzählt das Frankfurter Konversationsblatt. Fiasko machen! Was ist das? Und was soll das heißen? Ich weiß es nicht, und Hunderten von Lesern dieser Blätter wird es gerade so ergehen, wie mir. Ich verstehe doch Deutsch — auch ein wenig Griechisch, Lateinisch, Französisch und selbst Italienisch, und doch weiß ich nicht, was es heißt: „Fiasko machen!" Un fiasco di vino (eine Flasche Wein) würde ich ohne Zweifel verstehen, aber „Fiasko," d. h. eine „Flasche" und nun noch gar eine „entschiedene, eine gänzliche Flasche" machen! — — Das begreife, wer da kann; ich vermag's nicht, und doch soll dieses Kauderwelsch Deutsch sein.

Der pflichteifrige nassauische Schultheiß, der die Indizien eines Diebstahls in den Bienenkörben seiner Gemeinde suchte, und wegen dieses Schwabenstreiches später verspottet, von seinem Amtmann, und zwar auf Kosten der Gemeinde, die Anschaffung eines Fremdwörterbuches verlangte, wird den Lesern des Bürgerblattes noch in ergötzlichem Andenken sein. Es sei hier nur nebenbei bemerkt, daß die Erscheinung so vieler und umfangreicher „Verdeutschungs-Wörterbücher", z. B. von Oertel, Petri, Venator, Heyse, Kaltschmidt u. A. ganz und gar nicht für die Fortbildung unserer Muttersprache zeugt; denn wäre dies der Fall, so müßten jene fremden Krücken immer mehr entbehrlich werden. Welcher Unfug, aus einem Fremdwörterbuche „Deutsch" lernen zu müssen!

Ob wohl noch kein Deutscher die Sprache der Hottentotten, Buschmänner und ähnlicher Völker erlernt oder sich einigermaßen damit beschäftigt hat? Wahrscheinlich ist dies bis jetzt nicht der Fall; denn anders würde er, wenn irgend ein Erzeugniß seiner schreibenden Hand in die Lesewelt, namentlich in die deutsche, gegangen, diese seine seltenen Kenntnisse der erstaunten Menge durch den Gebrauch hottentottischer und dgl. Wörter gezeigt haben.

Nun noch schließlich eine Bitte an die Herausgeber von Tagesblättern und anderen für den gebildeten Bürgerstand bestimmten Zeitschriften! Sie besteht darin, solch undeutsches Zeug entweder fürder nicht mehr in ihre Blätter aufzunehmen, oder vor der Aufnahme solche Schandflecken für deutsches Wort und deutsche Gesinnung zu tilgen. Ein Deutscher, der nicht deutsch sprechen und schreiben kann, halte den Mund vor einem großen, ehrwürdigen, geist- und gemüthvollen Volke!

Zur Unterhaltung.

:: Schmalhanns Küchenmeister.

Ein Märchen. *)

Es war einmal ein König, der hatte einen Küchenmeister und der hieß Schmalhanns. Nun wollte der König, der ein guter, alter Mann war und einen großen, runden Bauch hatte, lauter gute Bissen essen; „denn wozu hätte ich mich denn mein ganzes langes Leben mit Regieren und Kriegführen geplagt, wenn ich jetzt nicht gute Tage haben sollte?" das war immer sein Reden. Sein Küchenmeister aber, der Schmalhanns, der dachte: „Wozu soll ich mich denn ein langes Leben hindurch plagen, wenn ich nicht auch so einen großen, runden Bauch bekomme, wie der König? Der ist ein alter Mann, und dem kann's am Ende noch sch echt bekommen, wenn er immer so zunimmt; aber ich bin mager, wie ein Häring, und mir könnt' es am Ende noch übel bekommen, wenn ich immerzu so abnähme." So dachte Schmalhanns, der Küchenmeister, und da schnitt er denn dem König immer schmälere Bissen und sich selbst immer breitere; der König aber war ein guter Mann, der an gar nichts Arges dachte, sondern blos: „Das ist aber doch seltsam, wie ich in meinen alten Tagen von Tag zu Tag immer besseren Appetit bekomme." Das Ding wurde ihm aber doch gar zu arg und bedenklich. und so fragte er denn eines Tages seinen Leibarzt, woher es denn komme? Der Leibarzt, der ein guter Freund des Küchenmeisters war, fühlte ihm den Puls, zog gar lang die Augenbrauen in die Höhe und sprach dann: „Durchlauchtigster Herr, das will ich Euch in Wahrheit sagen, das kommt daher, weil Euer Küchenmeister Euch von einem Tage zum anderen immer größere Portionen aufträgt; Ihr merkt das aber nicht und esset Alles miteinander im guten Glauben hinein, als wär's noch so Wenig und für einen Spatzen genug. Nun seht: das ist ein besonderes Geheimniß der menschlichen Natur, was ich verkündigen will. Der größte Schelm, den Ihr habt und der Euch betrügt, ist Euer Magen. Je mehr Ihr ihm gebt, um so mehr stellt er sich an, als hätt' er zu wenig bekommen, und da gebt Ihr ihm denn immer noch mehr, und werdet's so lange treiben, bis er Euch unter die Erde gebracht hat." — „Schau, schau," sagte der König verwundert, „das hätt' ich von meinem Magen nicht gedacht, ich hätte ihn eher für einen ehrlichen Kerl gehalten; aber was glaubt Ihr denn, das ich jetzt anfangen soll?" — „Ja, das wird eine langwierige Kur werden," versetzte der Leibarzt, „und ich weiß nicht, ob Ihr genug Geduld habt, um sie auszuhalten." — „O warum denn nicht," sprach der König, „ich will's probiren." — „Nun gut," sagte darauf der Leibarzt, „so seht mir ja darauf, daß Ihr von Allem, was auf Eure Tafel gesetzt wird, bei Leibe nur die Hälfte esset!" — „Ja wie soll ich denn das so genau berechnen?" fragte der König. — „Es ist freilich schwer," meinte der Leibarzt, „aber da fällt mir just ein gutes Mittel ein. Wißt Ihr was, gnädiger Herr? Ihr müßt einen weisen und aufrichtigen Mann jeden Tag mit Euch essen lassen, der auf Eure Gesundheit Acht gibt!" — „Ja, wo find' ich den?" fragte der König. — „Es ist freilich schwer," meinte der Leibarzt, „aber da fällt mir just Einer ein. Weil ich nemlich Euer Leibarzt bin, so kann das Niemand so gut besorgen, wie ich, und einen treueren Mann könnt Ihr im ganzen Lande nicht finden." — „Topp," sagte der König, „das ist sehr schön von Euch, und das will ich Euch nie vergessen." — So aßen nun der König und der Leibarzt jeden Tag selbander, und der Küchenmeister, der für Drei kochte, nemlich für sich selber auch, trug jeden Tag die besten Bissen auf, die dem Leibarzt am liebsten waren; der Leibarzt aber aß aus lauter Besorgniß für den König, damit der den Appetit verlöre, noch einmal so viel, als sein Theil war. Was geschah nun aber? Denkt Euch: Der König bekam noch mehr Appetit, der Leibarzt aber, dem er das klagte, sagte, die Schuld müsse lediglich an Schmalhanns, dem Küchenmeister, liegen, daß der noch mehr koche, als vorher. Also ließ der König den Küchenmeister kommen und fragte ihn streng aus; der versicherte aber, er koche nicht mehr, als vordem. „Ja, wenn das ist," meinte jetzt der Leibarzt, „dann hat Eure Krankheit zugenommen, gnädigster Herr, und dann habt Ihr das Uebel, was wir Gelehrte den Wolfshunger nennen. Dafür weiß ich wieder keinen Rath, als daß Ihr Schmalhanns, den Küchenmeister, mit uns beiden mitessen laßt." — „Gut," sagte der König, „der Schmalhanns soll mitessen," und befahl es ihm alsogleich an. Als nun Schmalhanns, der Küchenmeister, diesen Befehl vernahm, that er einen Fußfall vor dem König und sprach: „Großmächtigster König, zürnet mir nicht, wenn ich Euch sage, daß ich das nicht thun kann. Denn mein Magen verträgt gar Nichts, als einen Löffel Suppe ohne Gewürz für den ganzen Tag, nicht mehr und nicht weniger, so wahr ich ein ehrlicher Mann und Euer Majestät allergetreuester Diener bin, und es würde mir schaden, wenn ich mehr äße." Nun wurde aber der König ernstlich böse und ließ ihn also hart an: „Was, Du Schelm, Du wagst es, Dich meinen allergetreuesten Diener zu nennen, und willst nicht einmal für mich essen? Ist das Dein Patriotismus, daß Du Dich nicht für meinen Magen aufopfern willst? Sieh, wenn ich ein Tyrann wäre, so wollt' ich Dich schon zwingen, daß Du meinen Befehl erfülltest; aber ich hab' ein gar zu gutes Herz und will's mit Dir auf eine andere Art versuchen. Ich geb' Dir eine Zulage von hundert Gulden jährlich. wenn Du mit mir und dem Leibarzt issest; wenn das nicht honett ist, so weiß ich nicht, was honett ist." Darauf ging nun Schmalhanns, der Küchenmeister, ein und also hatte er hundert Gulden jährlich als Zulage zu seinem Gehalt, kochte wie vor und eh', aß sich bei dem König satt und schickte alle die guten Bissen, die er selbst früher in der Küche sich hatte schmecken lassen, seiner Frau heim. Das war gut, aber über eine Weile wurde des Königs Krankheit immer ärger, und der Leibarzt, den er wieder fragte, meinte, der Küchenmeister esse zu wenig an der Tafel des Königs. Da ihn nun dieser deshalb zur Rede stellte, betheuerte Schmalhanns, der Küchenmeister, bei seiner armen Seele, „er könne nicht mehr essen, als er wirklich esse; denn äße er einen Bissen mehr, so würde es ihn umbringen." — „Nein, das verlang' ich nicht," sagte der König, „aber was machen wir?" Darauf sprach nun der Leibarzt: „Gnädiger Herr, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, kann ich Euch versichern, daß Schmalhanns, der Küchenmeister, Alles thut, was er kann, und daß Eure Krankheit so über alle Begriffe im Zunehmen ist, daß sie Euch unter die Erde bringen kann, wenn Ihr nicht noch Jemanden an Eurer Tafel mitessen laßt." — „Ja, aber wen denn?" fragte der König; „es muß ein robustes Menschenkind sein." — „Freilich," sagte der Arzt, „aber ehrlich dabei, wie wir zwei, ich und der Küchenmeister." — „Nun, so schafft mir einen solchen," befahl ihm jetzt der König; „da habt Ihr Geld; ich muß einen Mitesser haben, koste es, was es wolle." — „Ich will mir alle erdenkliche Mühe geben," versetzte der Leibarzt, „um eine solche Person zu finden." Und wirklich kam er alsobald mit einem jungen Menschen wieder, der ganz das Aussehen hatte, als ob es ihm nicht darauf

*) Nachstehendes Märchen theilen wir aus der unter der Presse befindlichen zweiten Auflage von Eduard Duller's „Märchen" mit. Der Verfasser hat aus seiner älteren Sammlung mehrere Märchen ausgeschieden, und dafür einige bisher ungedruckte (worunter „Schmalhanns Küchenmeister") eingefügt. Die neue Sammlung wird demnächst bei Gustav Heckenast in Pesth erscheinen.
Die Red.

ankäme, für sich selber und noch für drei Menschen zu essen. „Das ist der junge Mensch," sagte der Leibarzt zum König, „aber es hat eine eigene Bewandtniß mit ihm." — „Was? will er nicht mitessen?" fragte der König bekümmert. — „Ja und nein, Ew. Majestät," versetzte der Leibarzt, „das Ding hängt so zusammen. Es ist ein Vetter von Ew. Majestät getreuem Küchenmeister, dem Schmalhanns, aber Ihr müßt wissen, daß er für höhere Dinge geboren ist. Er hat studirt und kann nächstens sein Glück machen im Staatsdienst; aber wenn er bei Ew. Majestät zu viel ißt, so schießt ihm das in den Kopf, wie wir Gelehrten sagen, und dann ist's aus." — „O, wenn's weiter Nichts ist," erwiederte der König, „dann weiß ich schon guten Rath. Sagt einmal, Leibarzt, was will denn der junge Mensch eigentlich werden?" — „Er hat sich dem Finanzfach gewidmet," versetzte der Leibarzt, „und möchte es einmal bis zum Finanzdirektor bringen." — „Gut," sagte der König, „wenn er sich unter so bewandten Umständen für seinen Herrn aufopfern will, so mach' ich ihn jetzt gleich zum Finanzdirettor, aber mitessen muß er." Also geschah's denn auch, und der junge Mensch war nun Finanzdirektor und aß herzhaft mit, aber der König ward von Tag zu Tag hungriger. „Leibarzt," sprach er eines Tages zu diesem, „das nutzt Alles Nichts. Was machen wir jetzt?" Was war zu machen? Der neue Finanzdirektor brachte einige Brüder und Neffen, und Vettern und Schwäger zum Mitessen, um das Uebel mit Einem Schlag radikal zu kuriren, — so meinte der Leibarzt. Und sie aßen Alle ganz prächtig auf des Königs Wohl; der aber ward immer hungriger und am End' auch immer matter, daß es ein wahrer Jammer war, ihn anzusehen. Endlich wurde er dabei ungeduldig, und sagte: „Ich will außer Land reisen und zusehen, ob mich draußen Einer kuriren kann." Da bekamen der Leibarzt, Schmalhanns der Küchenmeister und seine Verwandten keinen geringen Schrecken und suchten es ihm auszureden. Aber der König, der jetzt schon an die zwanzig Mitesser oder darüber an seiner Tafel hatte, ließ sich's nicht ausreden, und so mußten sie ihn denn gewähren lassen, ob sie wollten oder nicht. Er setzte sich in einen Wagen, ganz allein, fuhr aus der Stadt und kam in einen großen, himmelgroßen Wald, der gar kein Ende nahm. Es war schon Nacht, und der Kutscher wußte nicht mehr, wo aus und ein, da stieg der König aus und sagte ihm: „Weißt Du Was? Hast Du ein Stück Brod, so gib mir's, und wenn's mein Tod wäre. Ich habe da drinnen im Wald ein Licht gesehen und will hinein ins dichte Gebölz, wo Du doch nicht fahren kannst, dem Lichte zugehen, um ein Nachtquartier zu finden. Und Du bleib' derweil bei den Pferden." Das war gut; der König ging also dem Licht zu und kam endlich zu einer Zelle, worin ein alter Einsiedler war, der ihn gleich aufnahm, ihm zu essen und zu trinken gab und ihm eine Streu zurechtmachte. Dem klagte er nun seine Noth, und fragte ihn, ob er, als ein alter Mann, nicht Rath wisse, wie er seines Uebels ledig werden könnte. Der Einsiedler besann sich eine Weile und sprach dann: „Wißt Ihr was? ich will Euch zu einem Mann führen, bei dem wir was Rechtes erfahren können, aber zuvor müßt Ihr Euer Kleid abthun, und da hinten hab' ich noch ein altes von mir, das zieht an." — „Ei warum denn?" fragte der König verwundert, und der Einsiedler erwiederte ihm darauf: „deswegen, lieber Herr, weil Kleider Leute machen." Am anderen Morgen, nachdem alle Beide sich ausgeschlafen hatten, gingen sie fort, lange, lange durch den Wald und kamen endlich in eine Stadt, und in der Stadt in eine enge, finstere Gasse, und in der engen, finsteren Gasse in ein armseliges Haus, wo die Fenster mit Papier zugeklebt waren; da gingen sie hinein und kamen in eine dunkele, räucherige Kammer, worin ein armer Mann saß, der eben einen Span angezündet hatte. „Was wollt Ihr?" fuhr er die Beiden, den Einsiedel und den König, an, den er nicht kannte. Da sagte der Einsiedel: „Wir sind hungrig und möchten um Gotteswillen ein Stück Brod." Der arme Mann lachte darauf so grausig, daß es dem König durch Mark und Bein fuhr, nahm ihn dann bei der Hand und führte ihn an die Schwelle einer Nebenkammer, in die er hineinleuchtete. „Seht," sprach er, „da habt Ihr ein Stück von Schmalhanns, dem Küchenmeister." Und wie der König hineinsah, gewahrte er, daß ein todtes Kind in der Kammer lag. „Ja, was ist denn das?" fragte er; „und wie soll denn der Schmalhanns das gethan haben?" Der arme Mann aber versetzte darauf: „Seht, Herr, das ist mein Kind, und das Kind ist verhungert. Und wenn Ihr wissen wollt, warum es verhungert ist, so will ich Euch nur sagen, weil sie mich um den letzten Laib Brod und um mein Arbeitszeug gepfändet haben; und warum sie mich gepfändet haben, das will ich Euch auch sagen, nemlich weil ich die neue Steuer nicht habe bezahlen können. Und warum sie die neue Steuer zu den alten ausgeschrieben haben, das will ich Euch wieder sagen, weil Schmalhanns der Küchenmeister und seine Verwandten von Tag zu Tag mehr verschlingen; nun aber verschlingen sie's im Namen des Königs, und also müssen wir's bezahlen, und also verhungert man, lieber Herr. Und nun geht zu Schmalhanns Küchenmeister und laßt Euch von dem speisen, wenn Ihr hungrig seid." — „Was, mein Mitesser?" rief der König, „das wäre ja ganz erschrecklich, wenn der am Ende das ganze Land für mich auffräße, und ich müßte dabei doch verhungern!" Der alte Einsiedler aber drückte ihm den Finger auf die Lippen, zog ihn fort aus der Kammer und aus dem armseligen Hause. Als sie aber draußen waren — es war schon Abenddunkel — sprach er zu dem König: „Lasset es mich einmal mit Schmalhanns Küchenmeister und seinen Verwandten probiren, vielleicht geht's." Somit führte er den guten, alten König in dessen eigenen Palast (denn es war dieselbe Stadt, worin er residirte, aber er kannte sie nur nicht), ging mit ihm die schöne, breite Treppe hinauf, die aus Marmor gebaut war, und führte ihn gerade in den Speisesaal hinein, da saßen gerade Schmalhanns und seine Verwandten beim Nachtschmause, hatten die leckersten Bissen und tranken den besten Wein, Alles zum Wohl des Königs, der jetzt vor ihnen stand, ohne daß sie ihn in seiner Verkleidung erkannten. Der Einsiedel aber hob nun zu ihnen an zu sprechen: „Da sind zwei arme Leute, gestrenge Herren, die auch gern für den König essen möchten." Nun dachte der König nichts Anderes, als Schmalhanns und seine Verwandten würden sie höflich einladen, diesen guten und löblichen Zweck auszuführen. Aber statt dessen sagte Schmalhanns: „Packt Euch hinaus, Ihr Bettelvolk, wir haben selbst schwer genug zu thun; marsch!" — „Nun, nun," versetzte der Einsiedler, „so erlaubt wenigstens, Ihr gestrengen Herren, daß wir zuerst das Scherflein niederlegen, das wir für des Königs Tafel mitgebracht!" Damit brachte er aus seinem Zwerchsack eine große Pastete hervor und stellte sie auf den Tisch. Schmalhanns Küchenmeister schnitt sie sogleich an, kostete davon und fand sie sehr köstlich zubereitet; hierauf aßen auch die Anderen, und Alle ließen es sich trefflich schmecken; nur fanden Schmalhanns und alle seine Verwandten: sie sei zu scharf gesalzen. „Das mag sein," sprach jetzt der Einsiedler, „es ist aber auch das allertheuerste Salz daran, denn wißt, daß das, was Ihr gegessen habt, mit den Thränen aller Hungernden gewürzt ist." Da ward Schmalhanns Küchenmeister plötzlich so weiß, wie Kreide, und konnte kein Wort mehr reden. Der Einsiedel aber fuhr fort: „Du wirst für ewige Zeiten wandern an alle Tafeln der Reichen, die das Salz nicht kennen, das Du genossen hast, und wenn sie prassen, so stehst Du hinter ihnen und sagst: „„Schmalhanns Küchenmeister ist da; gebt Acht, daß kein Kind verhungert! Schmalhanns Küchenmeister ist da und kommt wieder, wenn Euer letztes Stündlein schlägt.““ Das sagst Du ihnen! Und nun

geht." Wie der Einsiedler dies ausgesprochen, schritt Schmalhanns Küchenmeister stumm und blaß, wie ein Verhungerter, aus dem Saale; alle seine Verwandte aber und der Leibarzt waren auf einmal in Raben verwandelt und flogen ihm nach. Der gute, alte König bat nun den Einsiedel, er möchte bei ihm bleiben, denn obwohl er jetzt kurirt sei und keinen Appetit mehr habe, so wär' ihm doch solch ein Freund mehr noth, wie Gut und Gold. Aber der Einsiedel sprach: „Selbst ist der Mann!" und verschwand.

Eduard Duller.

---

*Land und Leute der britischen Inseln.

(Fortsetzung.)

17. Die englischen Journalisten.

Wir können Alles, was für die englischen Blätter geschrieben wird, in zwei Klassen bringen, erstlich in Aufsätze, die anderen Journalen entlehnt werden, und zweitens in solche, die als Original-Artikel für das Journal selbst geschrieben werden.

Die großen Londoner Blätter haben natürlich vorzugsweise Originalaufsätze, da sie sich so viel als möglich durch ihre eigene Organe von Allem genaue Nachricht geben lassen.

Vor Allem müssen die großen Morgenblätter von allen Ereignissen und Bewegungen sich selbst durch ihre eigenen Augen oder durch die ihrer Agenten überzeugen. Sie enthalten mehr Originalien, als die Abendblätter, diese mehr, als die Wochenblätter*). Und alle Provinzial- und Kolonialblätter, und selbst die Blätter der amerikanischen Freistaaten, die deutschen und französischen Blätter und alle europäischen Kontinentalblätter schöpfen einen großen Theil ihres Inhalts aus den großen Neuigkeitsschätzen der Londoner Morgenblätter.

Bei den Times übersteigen die Originalaufsätze die Auszüge aus anderen Journalen so bedeutend, daß diese dabei fast gar nicht berücksichtigt zu werden brauchen.

Die Originalien sind entweder politische oder kommerzielle Nachrichten, oder bloße Anzeigen (Advertisements). Die Verfasser dieser Advertisements schriftstellern natürlich auf ihre eigene Hand, bezahlen ihre Albernheiten oder Klugheiten, die sie ins Blatt einrücken lassen, und kommen also weiter gar nicht in Betracht.

Die politischen Nachrichten aber kommen aus aller Welt zusammen. Da ein großer Theil der interessanten Ereignisse in England selbst und namentlich in London vor sich geht, ein anderer Theil aber außerhalb England, so können wir die über diese Ereignisse berichtenden Schriftsteller in drei Klassen theilen, in die, welche über die Londoner Ereignisse berichten, in die, welche aus allen Theilen Englands schreiben, und in die, welche aus fremden Ländern her korrespondiren. Die letzteren werden

fremde Korrespondenten

genannt. Die großen Morgenblätter haben ihre eigenen an jedem der vornehmsten Orte der Welt, oder doch wenigstens an denjenigen Orten, welche England am meisten interessiren. Solche Orte sind Paris, der Zentralpunkt aller europäischen Kontinental-Ereignisse und Kontinental-Entwickelungen, Lissabon und Madrid, wegen des englischen Interesses an der Halbinsel, Konstantinopel wegen des schwarzen und mittelländischen Meeres, Alexandrien wegen des Weges nach Indien, Bombay wegen der Straße von Indien nach Europa, New-York und Philadelphia wegen der Verbindung mit Nordamerika.

Diese fremden Korrespondenten stehen im festen Solde des Blattes und sind entweder solche, die expreß von demselben abgeschickt sind, oder solche, die an Ort und Stelle irgend einem anderen Berufe obliegen. Uebrigens wird natürlich auch ein Theil der fremden Nachrichten aus Privatbriefen und anderen sich gelegentlich darbietenden Quellen geschöpft.

Die Arbeit dieser Korrespondenten ist einfach. Sie berichten über alles Interessante, was sie hören und sehen, und aus ihren Nachrichten werden in der Regel die Artikel abgefaßt, welche in allen englischen Journalen mit „from our own correspondent" (von unserem eigenen Berichterstatter) bezeichnet sind.

Berichterstatter über England.

Ueber alle Theile Englands selbst geben die Lokalblätter, deren es an jedem Platze gibt, in der Regel so genaue und gute Nachricht, daß die Londoner Blätter hier gewöhnlich der eigenen Korrespondenz entbehren können, indem sie die besten Blätter aus der Provinz benutzen und daraus Auszüge liefern.

Nur Dublin macht davon eine stehende Ausnahme. Wegen der Wichtigkeit der irischen Interessen haben dort in der Regel die meisten Blätter ihre eigenen Korrespondenten.

Außerordentliche Umstände, in denen sich zuweilen einzelne Gegenden des Königreichs befinden, veranlassen natürlich ebenfalls eine Ausnahme. Und es werden dann außerordentliche Reporters und Korrespondenten in diese Gegenden geschickt, wie z. B. jetzt der Rebekkaiten wegen nach Wales. Auch bei solchen Veranlassungen, wie die Reisen der Königin von England es sind, werden in der Regel außerordentliche Korrespondenten expedirt.

Die Industrie und, man kann selbst sagen, die Energie und der Muth, zuweilen auch die Dreistigkeit und Frechheit dieser Reporters sind außerordentlich. Sie erfüllen das ganze Land, sie umschwärmen die großen Edelsitze, um Nachrichten von daher zu erhalten. Sie reisen von Stadt zu Stadt, um allen möglichen Dingen und Verhältnissen nachzuforschen. Steigt die Königin ins Schiff, so stürzen sie mit ihr in dasselbe, haben überall, wo sie können, ihre Augen auf sie geheftet und berichten über jede Miene, die sie verzogen hat. Sie kommen mit der Königin nach Eu und streiten hier mit Louis Philipp um passende Sitze, damit sie Alles genau sehen und beschreiben können. Sie zwingen O'Connell, daß er ihnen in seinen Monstermeetings einen guten Platz anweisen läßt. Sie dringen mit Gefahr ihres Lebens in die Versammlungen der aufrührerischen Farmer von Wales ein und wohnen unter irgend einer Maske ihren nächtlichen Versammlungen in den Scheunen bei. Ihre Berichte schreiben sie unterweges in irgend einem Winkel eines Wirthshauses, oder selbst an Ort und Stelle, oder auf den Stagekoaches, oder in dem bequemen Wagen der Eisenbahn. Ueberall, wo man hinblickt im Lande, fällt das Auge auf solche Reporters, die, ein schwarzes Memorandum-Büchelchen auf dem Knie und einen silbernen Griffel in der Hand, eifrig ihre Notizen niederschreiben.

Wenn es bei Tage zu viel zu thun, d. h. zu sehen und zu hören gibt, so reisen sie bei Nacht und arbeiten in den Eisenbahnwagen beim Scheine der Lampe, die ihre Studirlampe ist, aus, was sie beim Sonnenlicht sahen*).

Die meisten dieser Leute sind nicht von einer hohen literarischen Bildung, da die nach Fakten weit mehr, als nach Theorieen und Doktrinen begierigen englischen Journale weiter Nichts, als Muth, Ausdauer, energische Thätigkeit, klare Augen, scharfe Ohren, eine flinke Hand und einen deutlichen Styl verlangen. Doch gibt es natürlich auch sehr Gebildete darunter.

---

*) Sir Richard Philipps, ein bekannter englischer Journalist, nimmt an, daß etwa zwei Drittel dessen, was die Londoner Blätter enthalten, von Manuskripten gedruckt würden, während in den Provinzialblättern umgekehrt ungefähr zwei Drittel von den Londoner und anderen Blättern kopirt seien und ein Drittel als Original betrachtet werden könne.

*) Ich habe sie selbst in allen diesen Situationen betroffen.

andern aber verdammt er. Wenn er also in seiner Zeit anregen mochte, wenn er Vielen Trost brachte, so darf man ihn doch nicht für ein symbolisches Buch erklären, man kann ihn überhaupt nicht einmal geradezu empfehlen. Dazu ist er in einer Zeit geschrieben, welche in ihrem Glaubenseifer sich leicht zum Haß gegen Andersgläubige verleiten ließ, und diesen Charakter trägt er an sich. Wenn er z. B. die Messe eine vermaledeite Abgötterei nennt, so würde es doch gewiß nicht gerathen sein, dies jetzt die Kinder in den Schulen zu lehren; und ebenso wenig seine Erklärung des ersten Gebotes, daß die Anrufung der Heiligen den Verlust des Seelenheiles nach sich ziehe. Unter solchen Umständen ist es der lippischen Regierung gewiß nicht zu verargen, wenn sie sich gegen die Wiedereinführung des Heidelberger Katechismus, nachdem die Abschaffung in einer stürmischen Zeit durchgegangen war, sträubte. Der Leitfaden, gegen den die Protestation gerichtet ist, hat allerdings seine Mängel, er ist für sich dürr, aber er lehrt nichts Unbiblisches und läßt Jedem sein Recht, aus seinen Ansichten vom Christenthum hinzuzuthun. An seiner Abschaffung konnte den fünf Protestirenden mit Recht nicht viel gelegen sein, sie mußten etwas Positiveres dafür sofort haben, wodurch Jeder gebunden war; denn der „Leitfaden" bindet nicht, aber der Heidelb. Katechismus bindet. Aber auf eine Vertheidigung des Heidelb. Katechismus haben sich die Protestirenden nicht weiter eingelassen, sie haben ihn schlichtweg verlangt, sie haben ihn verlangt als ihr Recht. Ja, als ihr Recht, und dieser Ruf nach Recht schreckte Viele aus ihren behaglichen Träumen auf. Haben sie Recht, nun so muß es ihnen werden; denn das Recht soll herrschen in der Welt. Nach Recht verlangt ja alle Welt, nach Recht auch vom Landesherrn, und das Wort der Gnade ist in Mißkredit gekommen. Das strenge Recht will ja heutiges Tages auch der König nur gelten lassen, und wenn er früher gegen den verurtheilten Verbrecher einen Akt der Gnade ausübte, so läßt er jetzt „der Gerechtigkeit ihren Lauf". — Es ist aber dennoch ein bedenkliches Ding mit dem Rechte. Am liebsten möchten die Menschen die Menschenrechte anerkannt sehen; aber bis dahin wird wohl noch eine Zeit vergehen. Nun aber gilt blos Das als Recht, was schriftlich zugesichert ist. In streng monarchischen Staaten geht das Gesetz allein vom Fürsten aus: was der Fürst festsetzt, das ist Gesetz und Recht. Ich kann mich also auf mein Recht nur so lange berufen, als das Gesetz nicht aufgehoben ist. In dem Fürstenthum Lippe nun, obgleich es ständische Verfassung hat, haben die Stände in kirchlichen Angelegenheiten Nichts zu sagen, sondern der Fürst als oberster Landesbischof kann zwar nicht den Glauben seiner Unterthanen ändern, dagegen spricht der westfälische Frieden und die Wiener Akte, er kann aber die Kirchenordnung ändern und Bücher einführen und abschaffen, wie er will, ebenso wie in Preußen Niemand ein Recht hatte, die Einführung der Union und Agende als etwas Willkürliches aufzufassen. In diesen äußeren Angelegenheiten kann also ein Unterthan nicht sich auf sein Recht berufen, sondern er kann höchstens um Etwas bitten.

In vielen Staaten und so auch im Fürstenthum Lippe-Detmold liegen alle äußeren Angelegenheiten der Kirche in den Händen des Landesherrn. Er kann jedes Lehrbuch einführen, welches er will, wenn es nur nicht gegen die heilige Schrift verstößt; und die fünf Prediger können also durchaus sich nicht gegen den üblichen Leitfaden verwehren, bevor sie nachgewiesen haben, daß er Lehren gegen die Bibel enthalte. Weisen sie dies nach, so können sie weiter um einen Katechismus nach der biblischen Lehre bitten; besonders den Heidelberger Katechismus verlangen, können sie nicht, d. h. haben sie kein Recht. Die Gemeinden scheinen darnach der Regierung gegenüber kein Recht zu haben, — sie haben es auch wirklich nicht. Weil man aber weiß, daß ein kirchliches Leben nur dann sich gestalten kann, wenn in den Gemeinden selbst Freiheit ist, so hat man hier und da, wie in Preußen, die Synodalverfassung eingeführt. Aber auch da, wo sie gilt, ist sie noch nichts Vollständiges. Zwar kann durch sie der Wunsch der Gemeinde sich aussprechen, indem Geistliche sowohl, wie Weltliche als Repräsentanten ausgeschickt werden, und gewiß hat sie beigetragen, ein Interesse in den Gemeindegliedern für die Zustände ihrer kirchlichen Genossenschaft anzuregen, aber es ist nothwendig, daß die Synoden selbständige Beschlüsse fassen können, ohne daß sie bestätigt zu werden brauchen, mit der einzigen Beschränkung, daß die Beschlüsse nicht mit den Landesgesetzen streiten. Denn wenn sämmtliche Beschlüsse abgelehnt werden, erlischt auch schnell die Theilnahme für diese Verfassung, gleichwie wir in anderer Weise das Interesse an anderen Einrichtungen abnehmen sahen.

III.

Freilich ist die Synodalverfassung Manchen ein Dorn im Auge, sie glauben, die Ansichten der entgegengesetzten Partei würden dann mit Gewalt durchgesetzt werden. Woher dieser Glaube? Wenn die Synode freier zusammengesetzt wäre, als sie jetzt ist, und noch mehr Laien in sich zählte, als jetzt, so könnte sie für eine freie Entwickelung nur günstig sein. Die Mehrzahl entscheidet über Beschlüsse. So würde in diesem Falle im Fürstenthum Lippe bei einer Synodalverfassung die Mehrzahl, die entschiedene Mehrzahl, gegen den Heidelberger Katechismus sich ausgesprochen haben und damit in einem Augenblicke die Sache entschieden sein. Denn die Vertheidiger sind ja nur die fünf Prediger, und die Stimmen der Laien hat man im ganzen Lande gesammelt, keine Gemeinde hat sich in ihrer Mehrzahl für ihn erklärt. Wollte aber jetzt auch die Mehrzahl der Gemeinden den Katechismus, so hatte jetzt der Fürst das vollkommene Recht, ihn zu ver-

weigern kraft seines Rechtes als oberster Bischof. Unter diesen Umständen haben die fünf Prediger weiter kein Recht zu protestiren. Daß sie auch keine Ursache haben, ist hinlänglich dargethan; wozu haben sie sonst auch Jahre lang des gebräuchlichen Leitfadens sich bedient, wenn dieser so offenbar zum Verderben der Seele gereicht. Sonach ist zu hoffen, daß mit der Entscheidung der Regierung die Sache bis zur Einführung eines neuen Religionshandbuches abgethan ist. Zwar hat Krummacher den Fünf geradezu zur Losreißung von der Landeskirche gerathen; das ist aber so leicht nicht, wenn man Frau und Kind hat; auch mochten die Fünf wohl in ihrem Gewissen mit sich zu Rathe gegangen sein und gefunden haben, daß sie dazu noch keinen triftigen Grund hatten. So schlimm hätte es aber überhaupt nicht werden können, wenn von Anfang an Klarheit über die Sache geherrscht hätte, wenn eine freiere Kirchenverfassung dagewesen wäre, die eine Verständigung von Mund zu Mund möglich machte.

Wir sagen, daß die Angelegenheit hiermit abgethan scheint. Ja, aber nur vorläufig. Wir betrachten sie als eine Aeußerung des neuen Lebens, welches in Kirche und Staat neue Formen zu gestalten berufen ist. Man begnügt sich nicht mit Dem, was da ist, man zertrümmert das Alte, aber aus dem offenbaren Bedürfniß, daß etwas Anderes an seine Stelle treten müsse. Da, wo sich eine neue Zeit heranbildet, geht es nimmer ruhig zu, da ist Streit und Kampf; aber es kommt vor Allem darauf an, daß die Parteien ihres Standpunktes sich klar bewußt werden, sowie wissen, welcher Waffen sie sich in dem gegenseitigen Kampfe bedienen dürfen. Man sucht neue Formen für die religiösen Wahrheiten, man sucht nach einer neuen Form der kirchlichen Verhältnisse; was sich endlich herausgestalten werde, das weiß noch Niemand. So zertrümmerte auch Luther allgemach das Papstthum, einen Pfeiler nach dem andern des stolzen mittelalterlichen Baues riß er darnieder und schuf an seine Stelle ein für seine Zeit vollkommenes Gebäude. Thöricht aber bleibt es hierbei, etwas zu loben oder zu verwerfen, darum, weil es alt ist. Ueber die Vortrefflichkeit einer Sache entscheidet allein die Wahrheit. Die Wahrheit hat sich immer gefunden, aber die eine Zeit besaß mehr von ihr, als die andere. Wir leugnen keineswegs, daß in den Vorstellungen und Einrichtungen der früheren Zeit viel Wahrheit enthalten ist, aber wir wollen tiefer die Wahrheit ergreifen. Das Papstthum besaß auch Wahrheit, aber diese Wahrheit war so von der Unwahrheit verdunkelt, daß die Reformatoren wohl Recht hatten, das Ganze eine Lüge zu nennen. Tiefer erfaßten die Reformatoren die Wahrheit; aber hätten sie die reine Wahrheit erfaßt, woher denn die allgemeine Sehnsucht in den Gemüthern? Es taugt also sicherlich nichts, und am allerwenigsten bei dem Lobe einer Sache, sich auf ihr Alter zu berufen; befriedigt der Glaube der Väter mein Gemüth, es sei! aber es ist thöricht und unvernünftig, auf den Glauben der Väter sich berufend, Etwas zurückzufordern. Sollte der Glaube der Väter entscheiden, so wäre nie etwas Großes in die Welt getreten, so hätten sich die Juden gegen Jesus auf die Werkheiligkeit ihrer Väter, das deutsche Volk den Reformatoren gegenüber auf den Zeremoniendienst seiner Vorfahren berufen müssen. Aber an sich ist das Alte auch nicht verwerflich; die Freiheit, welche das deutsche Volk in unseren Tagen erstrebt, besaßen seine Vorfahren, da übte das Volk selbst sein Recht, diese Freiheit wollen wir zurückführen. So ist das Alte für sich nicht verwerflich, für sich nicht lobenswerth, sondern nur dann das Eine oder das Andere, wenn es gegen die Wahrheit streitet oder mit ihr übereinstimmt. Ebenso ist an sich das Neue nicht verwerflich, noch lobenswerth. Ebenso wenig das Gegenwärtige. Und wenn Hegel sagte: Das, was wirklich ist, ist vernünftig, so meinte er unter dem Wirklichen nur das Wahre, nur dies gilt ihm als seiend, d. i. als Leben in sich führend und erzeugend. Manches scheint zu leben, aber es ist todt. Die flüchtige Zeit ist ein schlechter Maßstab; wie können wir ihn anlegen, da uns unsere geistige Religion ja über sie erhebt und die Wahrheit vor Allem zu lieben gebietet?

Aber wo soll ich die Wahrheit finden? so fragen Viele. Wo ist die Wahrheit? O, diese thörichte Frage, thöricht, so alt sie auch ist. Suchet die Wahrheit und ihr werdet sie finden. Seid zufrieden, daß Gott den Trieb nach Wahrheit in eure Brust gelegt hat, daß er auch die Kräfte zum Forschen gegeben. Vergesset doch nie die goldenen Worte Lessings: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kenntnisse, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! Ich fiele ihm in Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

---

h Die Macht des Geldes.

Die Noth der Gegenwart läßt sich nicht wegleugnen; sie ist da und wird mit jedem Tage drohender. Mancherlei Mittel, wie geholfen werden könne, sind schon vorgeschlagen, manche sind schon angewendet; aber ein Universalmittel ist bis jetzt noch nicht gefunden, wenn man es nicht in der

sozialistischen Organisation finden will. In dieser Ungewißheit, was zu thun sei, bleibt jeder Vorschlag beachtenswerth, und so auch der, welchen der Verfasser einer kürzlich unter dem Titel der Ueberschrift in Leipzig erschienenen Broschüre macht, wenn auch von diesem es behauptet werden mag, daß er das Uebel nicht an der Wurzel angreife, weil er den Grund desselben da suche, wo er nicht ist.

Der Verfasser, welcher in Etwas der Sitte der alten Zeit huldigt, auf dem sog. patriarchalischen Standpunkte steht, hat als Hauptquelle der Armuth die Macht des Geldes entdeckt. In dieser Weise nämlich glaubt er die Armuth entstanden, daß die Gesellen, Lehrlinge, Dienstboten, Fabrikarbeiter, Hüttenleute u. s. w. früher bei ihren Meistern, Herren u. s. w. gewohnt hätten; von ihnen im Hause ernährt wären, dadurch der Veranlassung zu unnützen Ausgaben außerhalb und der Verlockung entbehrten, sich nicht gleich verheiratheten und in Krankheitsfällen gewiß sein könnten, von ihren Herren verpflegt zu werden. Das Verhältniß war also das der Familie, während es jetzt ein rein kaufmännisches, der Eine sich nicht um den Andern kümmert, der Kapitalist vorherrscht, dieser nur seinen Vortheil im Auge hat, wohlfeiler produziren muß, als sein Konkurrent, um diesen niederzudrücken, und deshalb auf billige Arbeiter sieht, und diese entläßt, sobald er eine bestimmte Arbeit fertig hat. Der Verfasser meint dies an den einzelnen Verhältnissen der Menschen nachgewiesen zu haben. Er betrachtet nämlich die Handwerker, zuerst den früheren Zustand. Früher lebte der Gesell bei seinem Herrn, jetzt aber geht er des Morgens in die Werkstätte und beköstigt sich außerhalb des Hauses Mittags und Abends selbst. Dadurch wird er in unnütze Gesellschaften gerathen, kommt auf Tanzböden, lernt Mädchen kennen, verheirathet sich, bekommt Familie und die Noth ist da. Er gründet vielleicht auch eine eigene Werkstätte, es fehlt ihm aber an Geld, er muß billig arbeiten, um seine Auslagen schnell zu ersetzen, und geräth in immer größere Noth. Der Meister ebenso arbeitet nur mit seinem Gelde, muß konkurriren und wird in eine immer schwierigere Lage gebracht; der Kapitalist allein trägt den Sieg davon. Hierdurch wird auch der Sittlichkeit Abbruch gethan; denn ob Meister und Gesell moralisch gute Menschen sind, das kümmert weder den Einen noch den Andern; man lernt beiderseitig nur den Geschäftsmann, nicht den Menschen kennen.

Ebenso soll es bei den Fabrikarbeitern sein. Ist zuviel Material da, so muß der Fabrikant den Arbeitslohn herabsetzen, um nicht Schaden zu leiden. Einer folgt dem Andern darin nach. Treten gute Zeiten ein, so wird der Arbeitslohn erhöht, um rasch viele Arbeiter zu erhalten; die Zahl der Arbeiter vermehrt sich; alsbald ist aber der Markt wieder gefüllt, und die Brodlosigkeit ist größer, als je. Arbeiter und Fabrikant achten sich nicht, der Eine will nur von dem Andern Geld verdienen. Jedes edlere Gefühl erstirbt in dem starren Egoismus. Dies nennt der Verf. die verdammenswerthe Macht des Geldes.

Auf diese Weise, meint der Verf., ist auch die Noth der Weberfamilien entstanden. Früher habe der Weber seine Gesellen und Arbeiter in seinem Hause gehabt und Alle sich dabei wohl befunden. Dann aber seien die Arbeiter aus dem Hause entlassen, haben selbst einen Heerd sich gegründet, überall seien Weberfamilien entstanden, die Eine haben noch billiger, als die Andere arbeiten wollen. So sei das Geld nach und nach und mit ihm die Macht in die Hände Einiger geflossen, die nun mit den Arbeitern wie mit Sklaven verfahren und nach ihrer Willkür den Lohn bestimmen konnten.

Die Ursache der Noth der Ackerbautreibenden dünkt den Verfasser dieselbe zu sein. Früher habe der Bauer sich seine Knechte und Mägde im Hause gehalten. Jetzt aber würden nur Wenige gehalten, die meisten Geschäfte Tagelöhnern überlassen. Auch werde es schon Sitte, daß Knechte und Mägde sich selbst verpflegten. Dann sei bald eine neue Familie da, und der Herr baue oft große Familienhäuser, in denen er denn diese Leute unterbringe, welche ihm für einen billigen Lohn arbeiten. Dies sei aber der größte Verderb und führe zu physischem und moralischem Untergange. Wenn dagegen Knecht und Magd vom Gutsherrn verpflegt würden, so würde kein Knecht heirathen, bis er sich eine kleine Besitzung kaufen könne; dann könne er eine Frau brauchen, unter den jetzigen Verhältnissen dagegen müsse er eine haben. Ebenso seien in den Städten Hausknechte, Kutscher, ja fast alle Dienstboten verheirathet, Alle erhalten Geld und nur Geld, Alle bilden Familien, und diese Dienstboten bilden, wenn sie älter werden, die große Menge armer Familien, welche den Gemeinden zur Last fallen. Um Nichts besser sei es mit den Kaufleuten, welche ihre Komptoiristen außerhalb des Hauses wohnen lassen. Diese verheirathen sich früh, fangen wohl ein eigenes Geschäft an und verarmen schnell. Die Lehrlinge sind meist sich selbst überlassen, und kümmert den Kaufmann nicht, ob der Lehrling ein guter oder schlechter Mensch wird; mißräth er, so stößt er ihn in die Welt hinaus. Groß ist besonders die Noth unter den Berg- und Hüttenleuten. Der von seiner Arbeit ermattete Bergmann, hungrig und oft bis auf die Haut durchnäßt, erwärmt sich am Branntwein. Das Branntweinübel ist namentlich in Oberschlesien verbreitet. Hier lebt der Zinkhüttenarbeiter viele Tage und Nächte in der Hütte, schläft gewöhnlich in seinen Arbeitskleidern in einem Aschenfelde ausgestreckt, steht auf, wenn er zur Arbeit gerufen wird, und ein Glas Branntwein mit einigen in der Asche gebratenen Kartoffeln ist sein einziges Frühstück. Ein solcher Arbeiter, in seinem Schmutze fast verkommen, steht moralisch auf einer Stufe mit dem Thiere. Den Nutzen der Mäßigkeitsvereine erkennt der Verf. an, er hält ihn aber nicht

anhaltend, und befürchtet eine schlimmere Reaktion, der nur durch Wohnung und nahrhafte Kost statt des Geldes vorgebeugt werden kann. So ist denn überall das Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ein nachtheiliges, nur daß bald dieser, bald jener Nachtheil und mehr oder minder stark hervortritt. Es ist die Macht des Geldes, welche die Menschen zwingt; dieselbe Macht, welche sich auch im Großen in dem Verkehr der Völker zeigt. So haben die Engländer z. B. die Dampfschifffahrt nach dem Kontinent ganz in ihren Händen; mehreremale haben andere Nationen angefangen, gleiche Fahrzeuge in Gang zu bringen, aber sobald dies geschah, setzten die Engländer ihre Fahrpreise so herunter, daß eher Verlust als Gewinn bei dem Geschäft war, sie konnten den Kampf am längsten durch ihren überwiegenden Reichthum aushalten, die Andern mußten sich zurückziehen, und Die, welche das Schlachtfeld behaupteten, konnten nun den Preis wieder willkürlich erhöhen. Und so ließe sich durch Geld jedes Gewerbe einer Stadt in eines einzigen Mannes Hände bringen, und so ist der ausgebreitete Handel der preußischen Seehandlung zu erklären.

Unter den jetzigen Verhältnissen muß der Gegensatz zwischen Arm und Reich größer werden, Alle werden Kapitalisten oder Arbeiter werden, und Niemand kann dafür einstehen, daß seine Kinder schon in die Klasse der Arbeiter kommen werden. Schon das eigene Interesse muß daher Jeden treiben, diesen unseligen Verhältnissen entgegenzuwirken.

Der Verf. der genannten Schrift findet die Abhülfe darin, daß die Macht des Geldes gegen sich selbst gekehrt werde. Es soll das arbeitende Geld mit einem Theile der Lasten des Staates belegt werden. Bis jetzt verzehrt nur der Kapitalist, Abgaben entrichtet der Arbeiter. Sodann solle man es theurer machen, die Arbeiter ohne Pflege zu lassen, und wohlfeiler ihn zu versorgen, man solle die Lasten des Staates auf Diejenigen legen, welche die Kräfte des Volkes benutzen, und Diejenigen erleichtern, welche sich selbst nicht mehr helfen können. Dies wird an den einzelnen Verhältnissen näher deutlich gemacht.

Es solle nämlich der Meister, welcher auswärtige Gesellen halte, sowie der auswärts wohnende Geselle mit einer steigenden Steuer belegt werden, so daß es theurer werde, den Gesellen außer dem Hause zu lassen, als ihn zu verpflegen. Dadurch würde wieder die Gesellen in's Haus gezogen. Nur Leute über vierzig Jahre dürften außerhalb wohnen und ihr Meister frei sein; so würden sie nicht jüngeren Arbeitern nachstehen. Die Familie des Meisters hätte dann freilich weniger Muße, aber auch weniger Zeit für Luxus aller Art, und das Verhältniß zwischen Meister und Arbeitern würde ein innigeres werden. Die größeren Werkstellen würden nur so sich nicht über die kleineren erheben können. In ähnlicher Weise könnte es in den Fabriken eingerichtet werden, so daß nämlich, wenn der Herr nicht selbst alle seine Arbeiter unter seine Aufsicht nehmen will, die Werkmeister es mit einzelnen Abtheilungen versuchten. Niemand sei gezwungen, seine Arbeiter selbst zu beköstigen, er bezahle nur eine Steuer für die auswärts Wohnenden, und diese Steuer sei nicht ungerecht, weil sie nur die Armensteuer sei, welche für die durch die jetzige Einrichtung hervorgebrachte Armuth mit Fug und Recht erlegt werde. Die Fabrikation würde dadurch vielleicht theurer werden, aber diese Last träfe Alle gleichmäßig, und bedeutend würde die Erhöhung niemals sein. Da aber nun noch Konkurrenz mit dem Auslande fortbestehe, so sei allerdings eine Regulirung des Zolles nothwendig. Durch die vorgeschlagene geänderte Einrichtung werde der Arbeitgeber gehalten, nicht mehr Arbeiter anzunehmen, als er mit Vortheil beschäftigen kann, und wird der Markt überfüllt, so werden die jungen Leute getrieben, einer andern Beschäftigung sich hinzugeben, während heutiges Tages der Sohn des Webers wieder Weber werden muß. Weil die Landgemeinde auch ihre Armen ernähren muß, so möchte auch eine Besteuerung der Ackerbautreibenden, welche die Armuth veranlassen, nicht ungerecht sein. Die gänzliche Erlassung der Steuer müßte aber an die Bedingung geknüpft sein, daß das Gesinde mit der Herrschaft an demselben Tische verpflegt würde, weil sonst die Kost schlecht sein würde; durch diese Gemeinschaft könnte auch am besten der Entsittlichung entgegengewirkt werden, die so leicht unter dem sich selbst überlassenen Gesinde einreißt. Eine gleiche Steuer in der Stadt würde die Ursache sein, daß man wieder alte treue Diener, zuverlässige Hausknechte, ergebene Kutscher u. s. w. fände. Der Kaufmann würde seine Gehülfen und Lehrlinge in's Haus nehmen, der Arbeitstrieb würde reger werden, weniger Zeit für Luxus und Verschwendung bleiben. Im Allgemeinen also würde die Vermehrung der armen Volksklassen geringer sein, die Menschen einander mehr genähert und die jüngere Generation besser erzogen werden.

So der Verfasser, dem man gewiß nachrühmen muß, daß er nicht blos ein warmes Herz für die Noth der Menschen sich bewahrt hat, sondern auch einen offenen Blick in die Ursachen der Leiden besitzt. Denn allerdings entsteht gewiß dadurch viele Noth, daß die Bevölkerung so rasch zunimmt, und sie nimmt so rasch zu, weil die Verlockung zu Heirathen so groß ist. Es gibt einzelne kleine Staaten, in denen das junge Paar, welches sich vermählen will, ein bestimmtes Vermögen, so groß, daß man sieht, es werde nicht bald der Armenkasse zur Last fallen, vorzeigen muß; dieses Gesetz hat sich ganz in die Menschen hineingelebt, es erscheint nicht mehr hart, Jeder, welcher sich verheirathen will, sucht soviel zu ersparen, daß er bald das geforderte Vermögen zusammenbringe. In andern Staaten, wie auch in Preußen, ging man bis auf die Gegenwart von der Ansicht aus, daß der Staat

stehen die Vierzig und wehren mit den gewaltigen Schlachtschwertern den stürmischen Andrang der an Zahl überlegenen Feinde ab. Freudiger Todesmuth erfüllt sie; sie stehen und fallen, die Ersten der Stadt, für die Freiheit derselben. Aber auch die Feinde fechten mit dem Bewußtsein, daß die Entscheidung nur Sieg oder Untergang sein muß; denn Flucht auf demselben Wege, auf dem sie kamen, durch jene enge Oeffnung in der Stadtmauer, ist unmöglich. Unzählige Schwertesstreiche treffen den Vorfechter der Overstolzen, den greisen Helden Mathias; noch ragt er hoch zu Roß, stark und fest, inmitten der blitzenden Schwerter, noch funkelt sein Auge im heißen Werk. Da strömt sein Blut; er wankt, er sinkt, auf den Tod verwundet, vom Rosse. „Rache für des Vaters Blut!" ruft jetzt sein Sohn, Gerhard Overstolz, und schwingt rasend die Streitart; unnahbar scheint er, und dennoch muß er endlich der Uebermacht weichen. Auch Peter Jude, Heinmann von der Aaren, Johann von Brechen fallen. Da rennt Costin Croey zu der Gemeinde und ruft ihr zu: „Seht, wie Mathias Overstolzen und Peter Jude da niedergeschlagen liegen. Thut es euch selbst zu Ehren und helft uns gegen die gemeinsamen Feinde der Stadt! Denkt, daß wir in der heiligen Stadt zusammen geboren und auferzogen sind! Laßt uns bei Zeiten widerstehen, oder sie erschlagen das Kind in der Wiege!" Diese Rede entzündet die Gemeinde und sie tritt zu den Edlen. Schon zogen sich die Ritter, wenngleich erbittert fortkämpfend, zurück; da wollen einige von der Gemeinde den für todt daliegenden Mathias Overstolz aus dem Kampfgetümmel forttragen. Er aber ruft jetzt mit fester Stimme: „Kümmert euch nicht um die Todten! Helft den Lebendigen! Gott und unsere liebe Frau haben uns noch immer wider unsere Feinde geholfen! Gebe Gott uns heute Ehre und Sieg, so will ich desto freudiger sterben!" Er spricht's und haucht die große Seele aus; aber seine letzten Worte entzünden den Muth der Seinigen auf's Neue, und wie durch einen Zauber berührt, vergessen in diesem entscheidenden Augenblick die Gilden ihren alten Haß auf die Edlen, vergessen den Beistand, den sie den Verbannten und den eingedrungenen Feinden bethört versprochen haben; als Söhne einer Mutter, der alten freien Stadt, stürzen sie jetzt, aus dem schlimmen Traum erwacht, die Freiheit zu retten, mit Schwertern, Streitkolben und Lanzen aus allen Häusern hervor und rennen wuthentbrannt wider den gemeinsamen Feind. So erneuert sich der Kampf und alle Tapferkeit nützt dem Feind nun nicht mehr. Dietrich von Falkenberg fällt; zahlreiche Ritter und Mannen seiner Partei erliegen unter den Streichen der vereinigten Gilden und Edlen Köln's. Die Entscheidung hat sich gewendet; die Eintracht, rasch geschlossen beim letzten Hauch des Mathias Overstolz, erringt den Sieg. In wilder Flucht sprengt Herzog Walraf von Limburg zur Ulreport, um zu entrinnen. Doch ein kölnischer Ritter, der ihn in's Auge gefaßt, setzt ihm nach, ereilt ihn zwischen den Graben und bringt ihn im Triumph als Gefangenen zurück. Köln ist gerettet. —

Am andern Tage hielten die Edlen Gericht. Drei von den Verräthern, welche die Fremden herbeigerufen, worunter Wilhelm von der Hundsgaß, vom Geschlecht der Weisen, wurden hingerichtet. Die Parteien reichten sich die Hände zur Versöhnung. „Weshalb ist so viel Blut geflossen?" fragten sie sich. „Um Engelbert's Herrschsucht willen; durch Eifersucht getrennt, waren wir zum Widerstand zu schwach. Laßt uns fortan einig sein und als freie Männer Fürsten zu Bundesgenossen nehmen, auf deren Hülfe wir bauen können, wenn auswärtige Feinde die Stadt bedrängen!" Also schlossen die Kölner im J. 1267 Bündnisse mit den Grafen von Geldern, von Jülich, von Berg und von Katzenellenbogen, und mit drei Freiherren, von Breintze, Isenburg und Rode, welchen sie das Bürgerrecht verliehen. Da sich nun Engelbert solcher verbundenen Macht nicht gewachsen fühlte, so wollte er sich an dem Grafen von Jülich rächen, nahm ihm Sinzig und verheerte dessen Land. Aber bei Lechenich verlor er den Sieg und die Freiheit. Der Graf von Jülich brachte ihn auf die Burg Nideck en und hielt ihn dort drei Jahre lang hart und schmälich gefangen; Köln, als verbündet mit dem Grafen, theilte die Strafe, welche das Oberhaupt der Kirche über den Letzteren verhängte, den Grafen traf der Bannstrahl, Köln das Interdikt.

Vergeblich waren alle Sühnevorschläge; trotzig wollte der erbitterte Graf seinen Gefangenen nicht freilassen, Engelbert dagegen lange nicht seine Forderung aufgeben. Endlich ließ er den weisen Mann, Albertus Magnus, Bischof von Regensburg, der zu Köln im Predigerkloster lebte, zu sich rufen, übertrug ihm die Sühne und gelobte, Alles zu halten, wie Albertus sie einrichten werde. Sie geschah auf die Bedingungen, daß Engelbert die Stadt Köln bei allen ihren Freiheiten belassen sollte, die sie von Kaisern und Königen seit uralten Zeiten habe, daß er Bann und Interdikt von ihr zu lösen bewirken und weder den Tod seines Bruders Dietrich noch sonst ein Ding an der Stadt und dem Grafen rächen solle. Diese Sühne ward ausgerichtet im Jahre 1270 und Engelbert kam wieder nach Köln. Und wie Albertus Magnus einst am Dreikönigstag plötzlich eine kurze reizende Frühlingswelt mit Vogelschall und Blütenduft hervorgezaubert, so hatte er denn jetzt einen anderen schöneren Frühling, den der Versöhnung zwischen Köln und Engelbert, erwirkt. An diesem milden Frühling sonnte sich der greise Erzbischof nach allen jenen Stürmen seines wechselvollen Lebens bis zu seinem Tode.

*Land und Leute der britischen Inseln.

(Fortsetzung.)

16. Größe der Times.

Unter den 8 Leading Journals muß man nun die Times wieder, wie den Montblanc unter den Schweizeralpen, ganz besonders hervorheben. Diese Zeitung steht entschieden ohne Rivalen da, denn sie hat einen 6 Mal größeren Absatz, als das kleinste unter den übrigen Blättern dieser Klasse (the Globe), einen 2 Mal größeren, als das größte (the Weekly Dispatch) und einen 3 Mal größeren, als das zweite nach ihm (the Morning Chronicle).

Die Times sind nicht nur entschieden das unvergleichlich größte Blatt in England, sondern sie sind auch das mächtigste und riesenhafteste Blatt in der Welt und überhaupt das größte Druckunternehmen, welches, so lange eine Presse existirt, die Welt gesehen hat.

Im Jahre 1837 hatten die Times eine Zirkulation von 3,355,000, 1838 von 3,650,000 und 1839 von 4,300,000 Blättern. Im Jahre $18^{40}/_{41}$ verkauften die Times 5,060,000, $18^{41}/_{42}$ 5,659,000 und $18^{42}/_{43}$ 6,305,000 Blätter.

Die Times sind also in den letzten Jahren in einem so außerordentlichen Wachsthume ihrer Ausbreitung begriffen gewesen, wie kein anderes der bedeutenden englischen Blätter. Sie verkauften in jedem folgenden Jahre ungefähr 600,000 Blätter mehr, als im vorigen.

Demnach gäben also die Times ungefähr eben so viele Blätter aus, als alle schottische oder irische Journale zusammengenommen, und berechnete man nicht nur die Blätteranzahl, sondern auch die ganze Masse des Gedruckten, so würde sich wohl zeigen, daß die Times allein so viel drucken, wie in allen Tagespressen Irlands und Schottlands zusammengenommen gedruckt wird.

In der Regel enthält jedes der 6,000,000 Blätter der Times einen großen Bogen zu 4 Blättern oder 8 Seiten, jede Seite mit 6 Kolumnen zu $'^{3}/_{4}$ sächsische Ellen.

Der Druck in diesen verschiedenen Kolumnen ist sehr ungleich. Die vornehmsten Artikel werden etwas größer gedruckt, als die Korrespondenzartikel, zu den wichtigen, eben angekommenen telegraphischen Depeschen nimmt man besonders große Schrift, zu manchen anderen unbedeutenden Dingen dagegen ganz besonders kleine Lettern.

Auf jeder dieser Kolumnen stehen zuweilen 150, zuweilen 200, zuweilen auch nahe an 300 Zeilen. Man wird jedenfalls nicht zu Viel annehmen, wenn man jede Kolumne der Times zu 200 Zeilen, jedes Blatt derselben also zu 9,600 Zeilen annimmt.

Der kleinste Druck der Times hat etwa 50 bis 60, und der größte zwischen 30 und 40 Buchstaben in einer Zeile. Jedoch kommt der größte seltener vor, als der mittlere und kleinste. Rechnet man aber auch noch Etwas für unvollständige Zeilen und andere Lücken, so kann man wohl ohne Uebertreibung die Zeile im Durchschnitt zu 40 Buchstaben annehmen. Jedes Blatt der Times verbraucht daher in der Regel ungefähr 480,000 Buchstaben oder gegen 19,000 Alphabete. Multiplizirt man dies mit der Anzahl der Blätter, so stellt sich heraus, daß die Times den Augen der englischen lesenden Welt jährlich ein Lesefutter und Augenpulver von 7,385,000 + 480,000 oder in runder Summe 3½ Billion Buchstaben vorwerfen.

Jedes Blatt der Times umfaßt im Durchschnitt 3½ sächsische Quadratellen. Jene in einem Jahre ausgegebenen 7 Millionen Blätter der Times bieten also eine Papieroberfläche von 24½ Millionen Quadratellen. Man kann danach leicht berechnen, wie viel Jahrgänge der Times dazu gehören, um den ganzen Mond damit zu bekleistern.

Da jedes Blatt der Times, weitläufiger gedruckt und auf kleine Seiten vertheilt, einen nicht ganz kleinen Oktavband von 300 Seiten geben würde, so kann man auch sagen, die Times geben jedes Jahr eine Bibliothek von 6 Millionen Oktavbänden aus.

Dies Alles ist nur unter der Voraussetzung berechnet, daß die Times blos einen Bogen an jedem Tage geben. Zuweilen aber, wenn die Masse der politischen Nachrichten oder die Anzeigen (advertisements) bedeutend anschwellen, geben sie noch eine Beilage, welche blos die Advertisements enthält und daher auch nur der Stempeltaxe von ½ Penny unterworfen ist. Von solchen Beilagen zur Times erschienen im Jahre 1843 790,000 Blätter. Dieselben sind in dem Vorigen nicht einmal mit in Anschlag gebracht.

Es ist merkwürdig, daß die vornehmsten englischen politischen Blätter fast durchgängig ungefähr eine und dieselbe Größe des Papiers haben. Bei den meisten ist der bedruckte Raum einer Seite 1 sächsische Elle (etwas mehr oder etwas weniger) lang und ungefähr ¾ sächsische Elle breit, und fast alle haben ungefähr 5 bis 7 Kolumnen.

Man hat daher, ohne die Anzahl der Buchstaben in jedem Blatte zu berechnen, blos an der Anzahl ihrer Seiten einen ziemlich richtigen Maßstab, um ihre Größe und die Masse des von ihnen Gegebenen darnach zu berechnen. Die Times geben jeden Tag im Durchschnitt 4 Blätter oder 8 Seiten, die, wenn man beide Seiten rechnet, einen gedruckten Raum von 20 Quadratfuß darbieten, zuweilen mehr, zuweilen weniger. Dies thut kein anderes der englischen Blätter, vielmehr kann man diese übrigen in der Regel nur zu 2 Blättern oder 4 Seiten rechnen; nur selten geben sie mehr. Schon hiernach muß man also die 6 Millionen Blätter der Times als doppelte betrachten und für 14 Millionen gelten lassen, wenn man sie den übrigen des britischen Reichs entgegensetzen will.

Doch auch diese Summe würde noch kein richtiges Verhältniß der Macht dieses Blattes geben. Denn es ist kein Zweifel, daß jedes einzelne Exemplar der Times viel mehr Leser hat, als jedes einzelne der anderen Blätter. Man denke nur, daß es wohl keinen Leseverein (News-room), keinen Klub in dem ganzen britischen Königreiche nicht nur, sondern auch in den britischen Kolonieen gibt, in welchem nicht entweder ein oder auch mehrere Exemplare der Times gehalten würden. Eben so gibt es selten ein Wirthshaus, in welchem man die Times nicht trifft. Man bedenke nur, wie in allen diesen öffentlichen Anstalten die Times beständig Dutzende, ja Hunderte von Lesern findet. Die übrigen Blätter, die oft nur ein lokales Interesse haben, werden daher in der Regel nur in kleinen Wirthshäusern und von einzelnen Personen gehalten. Die Times liest man eifrig, rasch, man reißt sie sich aus den Händen, während viele Lokalblätter oft müssig und ungelesen daliegen. Es läßt sich allerdings nicht genau ermitteln, wie viel Leser im Durchschnitt jedes Blatt der Times und wie viele jedes Blatt der übrigen Journale habe. Allein man nimmt gewiß nicht zu viel an, wenn man behauptet, daß jedes Blatt der Times im Durchschnitt drei Mal mehr Leser hat, als jedes der übrigen Journale. Man hätte demnach jene 14 Millionen noch mit 3 zu multipliziren.

Nimmt man endlich noch Rücksicht darauf, daß man in der Regel das, was die Times sagen, nicht so rasch vergißt, daß wegen des Ansehens, welches dieses Blatt genießt, alles in ihm Gelesene länger im Gedächtniß bleibt und auch länger und häufiger besprochen wird, sowie daß es Denen, welche dieses Blatt nicht lesen, von Mund zu Mund mitgetheilt wird, und ferner, daß das, was die Times gesagt haben, in allen anderen Blättern hundertfach wiederholt und abgedruckt wird, so muß man vielleicht auch deswegen jene Summe noch mit 2 oder 3 multipliziren, um zu einer Zahl zu gelangen, welche groß genug ist, um der der anderen Journale Englands gegenübergesetzt zu werden.

Gegen diese Summe würden dann wohl die sämmtlichen anderen englischen Blätter in den Staub sinken, selbst wenn sie alle ihre vereinte Kraft zusammennähmen, und es wird daraus klar genug, daß die Times eigentlich das englische Haupt-Journal in eben so hohem Grade sind, wie die Staatszeitung in Preußen (?), wie das Journal des Débats in Frankreich. (Fortsetzung f.)

Geschäfts-Eröffnung.

Ich beehre mich hiermit die ergebene Anzeige zu machen, daß ich mit dem heutigen Tage eine

Manufaktur- u. Modewaaren-Handlung

in Köln eröffne.

Mein in jeder Hinsicht aus frischen Waaren bestehendes Lager ist durch die bereits von Paris eingetroffenen Nouveautés und in allem für die Frühjahrssaison Erschienenen vollkommen assortirt.

Um meinen verehrten auswärtigen Kunden jeden Vortheil zu gewähren, werde ich dieselben zu den nemlichen billigen festen Preisen, wie meine Kölner Freunde bedienen und stehen auf Verlangen jederzeit Muster und Auswahlssendungen zu Dienst.

Köln, den 8. März 1845.

Jos. Baum,

(143.) Obenmarspforten Nr. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

☞ Unsere verehrl. Leser werden aus der heutigen Nummer, welche auf die Hälfte reduzirt ist, ersehen, daß sich für uns leider die Verhältnisse in Bezug auf die bisherige Tendenz unseres Blattes sehr ungünstig gestaltet haben. Die Red.

Nebst einer literarischen Beilage.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.